

## Sport und Musik

*Hardy Hanappi*

Wenn man die Tageszeitung in die Hand bekommt dann dreht man sie sofort um und wirft einen Blick auf die letzte Seite – den Sport. Es sind die späten fünfziger Jahre, König Fußball regiert die Welt. Dieser Umgang meines Vaters mit der Zeitung, meistens der „Express“, war alltäglicher Standard. Mich hingegen interessiert die Seite mit den Comic Strips, sechs parallellaufende Fortsetzungsgeschichten, von Flash Gordon bis Maria Köster. Meine Mutter lehnt die Zeitung ab, sie ist bei „Donauland“ und liest Readers' Digest. Sport ist bei uns identisch mit Fußball. Zwar wissen wir wie alle Österreicher dieser Jahre, dass wir eine „Ski-Nation“ sind; genauer gesagt: Dass wir genau deshalb eine Nation sind weil unsere Skifahrer uns einen. Aber das kompetitive Runterrutschen über verschneite Abhänge ist für unsere Familie unvergleichlich weniger interessant als der Mannschaftssport Fußball. Sicher, ob Einzelsport oder Mannschaftssport, eine gewisse körperliche Eignung braucht der einzelne Sportler. Was aber beim Mannschaftssport hinzu kommt ist das Zusammenspiel der vielen aus dem dann der über das einzelne Können hinauswachsende Spielwitz entstehen kann. Und genau auf den sind die Zuschauer scharf. Während bei Autorennen, Skirennen und ähnlichem vor allem auf den spektakulären Unfall gewartet wird, fasziniert beim Fußball der wie von Geisterhand komponierte Spielzug einer Mannschaft. Da wächst tatsächlich die Gruppe über die Summe ihrer Einzelspieler hinaus. Das ist der tiefere Grund weshalb in jenen Nachkriegsjahren König Fußball die Welt regiert. Er bietet tatsächlich einen Ersatz für das in Verruf gekommene Nationalgefühl. Mehr noch, weil Gesellschaft selbst ein Mannschaftssport ist, ist auch das seltsame über-sich-Hinauswachsen eines Teams eine wunderbare Metapher für gesellschaftlichen Fortschritt. Der Weltkrieg ist vorbei, wir haben überlebt und es geht uns nun mit jedem Jahr ein wenig besser. Damit aus dem „wir“ ein „wir Österreicher“ wird braucht es dann die österreichische Nationalmannschaft – und die wird Dritter bei der Weltmeisterschaft 1954! Im Fußball spiegelt sich der gesamte Wiederaufschwung; oder besser noch: Der Fußball ist das primäre Phänomen – er ist es, der die Leidenschaften bindet - und was sich in ihm spiegelt ist gar nicht mehr interessant. Darum dreht mein Vater so selbstverständlich die Vorderseite der Zeitung um und liest die Sportseite. Wie Marcel Prousts Kipferl geleitet die einfache Geste mit der Zeitung in die verlorene Zeit der fünfziger Jahre.



Sport, sprich Fußball, findet stets auf mehreren Ebenen statt. Die unterste Ebene ist vielfältig, am wenigsten strukturiert und entspringt direkt dem Alltagsleben. Kinder und Jugendliche verabreden sich zu Matches, Büro- und Firmenmannschaften machen sich Orte und Zeiten für Training und Aufeinandertreffen aus. So hat es auch für meinen Vater in Meidling begonnen. Er musste lachen wenn er von dem Fetzenlaberl – wirklich ein aus Fetzen zusammengebundener Ballersatz – erzählt mit dem die Kinder damals spielten. Die zweite, höhere Ebene ist die Vereinsebene. Der Fußballverein ist eine Organisation, es gibt also Personen, die zumindest als Nebenberuf dafür sorgen, dass es zeitliche Struktur und Einbindung in einen institutionellen Rahmen für die Spieler gibt. Da der Erfolg von Vereinen – wie oft sie gewinnen – penibel festgehalten wird kann man sie konsistenter vergleichen. Es gibt berühmtere Vereine und solche die gerade noch überleben. Klar ist aber auch, dass die verstärkte Organisation zum Wachstum, manche würden sagen zum Wuchern bürokratischer Institutionen führt: Spieler müssen gemeldet sein, es gibt Ligen und ein genaues Prozedere wer, wann, wo gegen wen spielt. Nur das Freundschaftsspiel bleibt ein zugestandener Ausreißer. Der Fußballsport macht den ersten Schritt vom Massenphänomen zur speziellen Sphäre des Vereinsfußballs. Die erhöhte Disziplinierung der Vereinsspieler trägt verschiedene Früchte. Erst beim Verein wird aus der unverbindlichen Freude am Spiel eine institutionalisierte Pflicht zum Sieg. Die Spieler arbeiten an sich um ein Leiberl in der Kampfmannschaft zu haben, zum stets vorhanden kooperativen Geist kommt das Gespenst der Konkurrenz innerhalb des Spielerkaders hinzu. Jeder einzelne wird besser, aber Freunde und Konkurrenten im Kader gruppieren sich, der Zusammenhalt leidet. Letztlich geht es auch um Geld. Im Vereinssport ist die Tendenz zur professionellen Firma „Verein“ bereits angelegt. Da der Verein schließlich die Produktionsstätte seiner Kampfmannschaft ist muss er aus den jungen Talenten, die man in der untersten Ebene des Sportes findet, genau jene „Rohdiamanten“ herauspicken, die es in die Kampfmannschaft schaffen könnten. Die Spieler werden zum Spielermaterial, der Mannschaftsgeist wird zur Corporate Identity. Und die Spieler der bekannteren Vereine sind stolz auf ihren Verein, haben aber stets auch im Kopf, dass sie es sich mit einem noch berühmteren Verein verbessern könnten. Mein Vater wurde vom Meidlinger Gassenkick zum Meidlinger Verein „Wacker“ geholt, er war aufgefallen. Wacker spielte damals in der obersten Liga mit. Die höchste Ebene ist letztlich die Nationalmannschaft. Hier wird das Spiel der auserwählten Kicker mit der politischen Konstruktion des Patriotismus vermischt. Auf dieser Ebene war mein Vater bereits als Teenager angekommen, ein Quantensprung von den Gassen Meidlings zur nationalen Ikone.



Die Regenschaft von König Fußball fand auf allen drei Ebenen statt, sie wirkte in die Köpfe der Fußballbegeisterten hinein weil jeder zugleich zusah und in irgendeiner Form selbst mitmachte. Genau deshalb ist der Fußballsport bis heute auch so massenwirksam – und damit ein zutiefst politisches Phänomen. Politik arbeitet vor allem damit, dass sie Identifikationsmöglichkeit bietet. Der nicht-Politiker macht mit, weil er dem als Symbol präsentierten Glaubenskanon etwas abgewinnen kann. Damit wird der Einzelne zum Teil der Gruppe der Gleichgesinnten, der individuellen Identität wird die Gruppenidentität hinzugefügt. Das entlastet die individuelle Identität und gibt Verantwortung an diejenigen ab, die das Wohl der Gruppe maßgeblich bestimmen. Der Fußballfan geht durch die Höhen und Tiefen seines Teams wie der Wähler durch die Erfolge und Niederlagen seiner Partei. Ich höre meinen Vater sagen: „Rapid, das ist kein Fußballverein, das ist eine Philosophie.“ Mit Religion hatte er nichts am Hut, aber Philosophie, die spezielle Fußballphilosophie des gemeinsam etwas Erreichens, des aufopfernden Einsatzes für die gemeinsame Sache, des nicht Aufgebens bis zur letzten Minute, diese Art von Philosophie war ihm wichtig. Im klaren Regelwerk des Fußballspiels und im Sport ganz allgemein ist das Ziel gut definiert, die Politik zu durchschauen ist wesentlich schwieriger. Das ist das Erleichternde an Spiel und Sport: Die Herausforderung bleibt, man weiß aber zumindest worum es geht. Auch darum wird die Tageszeitung umgedreht um den Sportteil zu überfliegen.

Fußball ist ein Mannschaftssport, er wird auch von den Fans als Gemeinschaftserlebnis gelebt. Hier wird Gemeinsamkeit, das Ineinandergreifen von individueller Leidenschaft (Dribbling) und intensiver Kommunikation (Passen), auf ganz exemplarische Weise eingeübt. Und schon dieser Gedanke zeigt die Nähe zu bestimmten Arten der Musik. Auch dort entsteht Spannung und Stärke durch die Verzahnung von Melodie und Rhythmus, von neuem Strophen text und gleicher Strophenmelodie, von Solo (Vorsänger) und Chor (alle), im Beat von lässig und virtuos, im Jazz ganz offensichtlich von dribbelnden Einzelkünstlern, die mit dem Ball des Themas gemeinsam zaubern. Doch je mehr Vorprägung der Genuss des Gemeinschaftserlebnisses erfordert, je mehr der Novize zunächst vor den Kopf gestoßen wird wenn er ihm zum ersten Mal begegnet, desto elitärer und kleiner wird die Anzahl der erlesenen Fans sein. Das Fußballspiel entgeht dieser Gefahr genauso wie das Wienerlied und der Beat. Die Widersprüche und die Regeln ihrer Austragung sind relativ einfach und klar, ebenso wie das

Ziel – worum es geht. Der Primat des Teams gibt Sicherheit und ermöglicht interne Anerkennung, die durch das Spiegelbild der Feindschaft des Spielgegners noch verstärkt wird. Dadurch entsteht auch so etwas wie ein interner Verhaltenskodex: In einem Team lobt man einander, denn das motiviert. Ein untereinander streitendes Team zeigt damit, dass es am Verlieren ist. Nach außen hin wird dieser Kodex zu einem Ehrenkodex gewendet: Der Gegner wird geachtet und nur entlang der Regeln bekämpft. Über viele Jahre hinweg erhielt mein Vater den Fairnesspokal des Spielers mit den wenigsten Fouls.

Bewegen sich Spieler entlang von Regeln dann kann einem unbeteiligten Beobachter der Verdacht aufkommen, dass das doch entsetzlich langweilig sein muss. Das kann auch der Fall sein, wenn nämlich wie etwa in manchem Berufsalltag diese Regeln genau vorschreiben was, wann, wo und wie zu tun ist – und zwar jeden Tag auf die gleiche Weise. Ob das so ist, hängt aber vom Regelwerk ab und Spiele sind dadurch gekennzeichnet, dass ihre Regeln die möglichen Verhaltensalternativen zwar einschränken, zugleich aber den sogenannten Spielraum frei lassen. Von Hegel stammt die pointierte Formulierung „Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit“. Damit wird behauptet, dass Freiheit überhaupt nur als Gegenpol zum eingesehenen Umfeld der Notwendigkeiten in Erscheinung tritt. Das Spiel ist ein künstliches Umfeld, das mit vereinbarten Notwendigkeiten, eben seinen Regeln, das Erproben der darin möglichen Freiheiten erlaubt. Es macht Spaß, weil es nicht ernst ist; weil es zwar mit Spielgewinn honorieren kann, beim Verlieren traurig macht, aber für gewöhnlich niemand dabei ums Leben kommt. Für Kinder ist das Erproben von Freude und Trauer im geschützten Umfeld des Spieles ein ganz wesentlicher Beitrag zu ihrer sozialen Entwicklung. Der Fußballfan, der am Wochenende zum Spiel seiner Mannschaft pilgert nachdem er fünf Tage lang im fremdbestimmten Regelwerk seines Berufes verwaltet wurde, dieser Fan kann dann genau dort seine Emotionen in die Freiheit entlassen. Er muss das gar nicht selbst tun: Das Subjekt, das ihn repräsentiert, seine Mannschaft, führt ihm die mögliche Freiheit vor. Meistens sitzt er inzwischen schon daheim vorm Fernseher. Sport als Spiel kombiniert den verspielten Charakter möglicher unernster Freiheiten mit der kompetitiven Messbarkeit von Leistungen. Bei den individuell betriebenen Sportarten dominiert Letzteres, beim Fußball liegt der Schwerpunkt immer noch auf Ersterem, dem homo ludens. Der einzelne Fußballspieler muss zwar auch als Individuum durchtrainiert sein, Ballgefühl besitzen, ein guter Leichtathlet sein. Das reicht aber bei weitem nicht. Er kämpft nicht bloß gegen die Zeit (wie ein Skiläufer) oder gegen physikalische Kräfte (wie ein Gewichtheber), er kämpft vor allem *gemeinsam mit seinem Team* um Überlegenheit in einer Auseinandersetzung mit ungeheuer vielen Facetten und Freiheitsgraden. Deshalb ist der gesamte Spielverlauf voll von Überraschungen, deshalb ist der Ausgang von Spielen so schwer prognostizierbar. Und genau das hat zur Folge, dass fast jeder sich mit der gleichen Chance als Prognostiker betätigen kann.

Der kreative Gegensatz zwischen absolutem Teamgeist und Freak-out war meiner Generation 68 zwar nicht bewusst, implizit war er aber unser Lebenselixier: “Musically freak-out is almost like playing wrong notes. It’s playing the opposite notes to what you think the music should be. If you hit it right with the right amount of feedback it can come up very nice. It’s like playing wrong notes seriously, dig? It’s a lotta fun.”, so Jimi Hendrix in einem Interview im Melody Maker am 28.01.1967. Da steckte schon sehr viel Einsicht drin, auch der Feedback des Publikums und die Betonung der Lust. Das Plädoyer für freie individuelle Gestaltung war zugleich konterkariert vom Bewusstsein, dass wir eine eingeschworene Gemeinschaft sind.

Dort wo heute noch das Künstlerhaus am Karlsplatz steht gab es eines der ersten Wiener Cafés der Beatszene, die „Palette“. Wenn jemand in die Musikbox der Palette „All you need is love“ einwarf dann standen im ganzen Lokal an allen Tischen alle auf; das war unsere Hymne. Als ich das als Schüler zum ersten Mal unangekündigt erlebte war ich überwältigt. Jerry Rubin, der Autor von „Do It“, hat nach diesem spontanen Gemeinschaftsgefühl sein zweites Buch benannt: „We are everywhere“. Es war das auch ein Déjà-Vu, denn mein Vater stand beim Abspielen der Nationalhymne vor Länderspielen strammer als alle anderen, Hände an der nicht vorhandenen Hosennaht. Sein Spruch „Rapid ist kein Fußballverein, sondern eine Philosophie.“ korrespondierte mit unserer Erhöhung des Songs der Beatles zu einer Lebensphilosophie. Wer wissen will was die Dialektik von Bruch und Kontinuität ist muß sich das auf der Zunge zergehen lassen, oder auch - wie ich selbst Jahre später - Rosanna Rosandas gleichnamiges Buch lesen. Teamgeist und Freak-out als gelebte Kombination, als Innovationskraft in Musik und Sport blieb stets präsent.



Im Radio läuft am Wochenende die Sendung „Sport und Musik“. Ein wenig ist auch in Österreich der Beat schon eingezogen, neben lauen Nummern von Sandy Shaw und den Rattles dringen manchmal auch „The Who“ durch. Die Musikbox um 3 Uhr nachmittags ergänzt das heimliche Anhören von Radio Luxemburg um 11h nachts. Diese Welt geht an meinem Vater vorbei, er horcht nur auf sobald die Musik stoppt und eine hektische Stimme ein Match kommentiert. Wenn ein Tor fällt platzt der Kommentator manchmal auch mitten in die Nummer hinein. Radiosprecher sind meinem Vater ganz prinzipiell lieber als Fernsehprecher, die kennt er zu gut um etwas von ihren Meinungen zu halten. Wenn ein

Match im Fernsehen angeschaut wird, dann wird der Ton stumm gestellt und das Radio aufgedreht. Mich stören die Unterbrechungen der Musik nicht aber der Fanatismus für den Fußball hat dem Interesse am Beat Platz gemacht. Als Kind war ich jedes Wochenende mit meiner Mutter am Fußballplatz und wenn Rapid verloren hat – das passierte manchmal auch damals – musste man mich kreidebleich von der Pfarrwiese führen. Aber irgendwann so um 1964 saß ich bei meinem kleinen Plattenspieler in unserem Wohnzimmer, hörte die violette Decca Single „Satisfaction“ von den Stones und klopfte dazu mit der Hand rhythmisch auf die Armlehne. Mein Vater kam herein, ging an mir vorbei und sagte trocken: „Na Hardy, was sind denn das für neue Töne.“ – und ging weiter. Das war ein Schlüsselerlebnis. Mein eigenes musikalisches Universum begann sich zu öffnen und es erschien mir so grundlegend anders als alles je Dagewesene, dass ich wie alle anderen in meiner Clique mit 100%-iger Sicherheit Songs sofort entweder als „unsere Musik“ (Beat) oder als „bochen“ (wienerisch für altbacken, weich) klassifizieren konnte. Dabei verdankte ich mein leidliches technisches Können auf meinem Instrument, der Gitarre, damals schon meinem Vater.

Mein Vater, der in unserer Familie immer „der Papa“ hieß, liebte das Wienerlied. Kein Geburtstag verging an dem er von uns zu Hemd oder Krawatte nicht auch eine Wienerlied LP geschenkt bekam. Er kannte fast alle Texte, sang manchmal mit und lachte bei den Witzen der „Drei Spitzbuam“, die diese zwischen die Lieder streuten, selbst dann noch wenn er sie schon kannte. An manchen Wochenenden fand sich auch eine größere Partie von Spielern mit ihren Familien zusammen um gemeinsam zu einem Heurigen zu gehen. Das war für die Kinder dann auch recht lustig wenn die Aufmerksamkeit der Erwachsenen mit fortschreitendem Weinkonsum nachließ. Und dann wurde oft laut gesungen. Das brachte meinen Vater irgendwann auf die Idee, dass ich doch Gitarre lernen sollte um die fröhliche Runde bei solchen Anlässen zu begleiten. Ein Gitarre-Lehrer in Meidling wurde aufgetrieben und der 12-jährige Sohn nahm Stunden bei denen ihm die um-ta-ta Akkorde der Volksmusik beigebracht wurden. Ich hielt das nicht besonders lange durch und es kam de facto niemals zu einem Auftritt beim Heurigen. Meine Gitarre wanderte in ein Eck – und das verschüttete Können wurde erst dann wieder zum Leben erweckt als die Beatles mit Stromgitarren die Welt eroberten. Da waren wir dann aktiv dabei.

Heute, aus der Entfernung, stellt sich mir die Beziehung meines Vaters zur Musik etwas komplizierter dar. In seiner Herkunftsfamilie war er der mittlere von drei Söhnen, der Älteste davon ein Halbbruder. Sein Vater war ein recht egozentrischer Patriarch, Typ „echter Wiener“, aus dem Arbeitermilieu Meidlings, Beruf Bauspengler. Auch dieser Herr hatte eine Liebe zum Wienerlied und entwickelte die Vorstellung einer privaten Hausmusik mit der er wahrscheinlich seiner Vorstellung von Gutbürgerlichkeit näher zu kommen gedachte: Der älteste Sohn musste Ziehharmonika lernen, mein Vater Geige, der jüngste Gitarre. Mein Vater hasste seine Geige. Mit Schmunzeln erzählte er einmal folgende Geschichte. Während des Krieges war die Familie zu Verwandten nach Kronstein, in ein kleines Haus im Wienerwald gezogen – auch um die Söhne vor der Rekrutierung in Hitlers letztem Aufgebot zu bewahren. In diesem Haus brach dann einmal ein Feuer aus, die Familie rettete sich ins Freie. Da bemerkte mein Vater, dass seine Geige im unversehrten Kinderzimmer liegen geblieben war. Heimlich schlich er sich daraufhin nochmals hinein um sie unbemerkt schnell in die Flammen zu werfen. So endete seine Musikerlaufbahn recht früh. Den Vater konnte er Zeit seines Lebens genauso wenig leiden wie seine Geige. Seine Mutter war sehr früh, mit etwas mehr als

40 Jahren, gestorben und der Vater hatte sich unmittelbar danach eine junge Freundin zugelegt. Die drei Söhne sollten ins Waisenhaus um nicht zu stören. Gemütsmensch, der er offensichtlich war, verlautete er das auch vor den drei Buben. Zum Glück erbarmte sich die Schwester seiner Mutter und nahm meinen Vater in ihrer Familie auf. Von da an war mein Vater auf der Flucht vor der Vergangenheit, kämpfte verbissen um einen radikalen Neuanfang, schaffte die Matura in der HTL Mödling, schaffte das Architekturstudium an der Technischen Hochschule, wurde der erste Akademiker in der Familie. Möglich wurde das auch durch sein außergewöhnliches Talent als Fußballer. Mit dem Geld, das er im Sport verdiente konnte er die Studienzeit finanzieren. In seiner ganz persönlichen Vita, im radikalen Abschied von der vergangenen Katastrophe und dem unglaublich raschen Aufstieg zu neuen Höhen, kann ein Spiegelbild der Geschichte Österreichs gesehen werden – und klarerweise trug das zum Mythos „des Hanappi“ bei. Folgerichtig war unsere Familie eine eingeschworene Vierergruppe – zwei Eltern und ihre beiden Söhne - ohne zu enge Bande zur Verwandtschaft. Die Mutter meiner Mutter lebte im fernen Klagenfurt und der Kontakt zur Tante wurde bald gelockert. Die Sehnsucht meines Vaters nach Familie, nach Geborgenheit und geregelterm Leben, ja bis hin zur Phantasie der Gründung einer neuen, besseren Dynastie, scheint mir aus dieser Perspektive zutiefst verständlich zu sein. Die Liebe zum Wienerlied passt in dieses Bild. Auch weil er ja dennoch - parallel zum vorbildlichen, wenn auch selten anwesenden Papa - ein öffentliches Leben geführt hat. Das Leben des von Männern und noch mehr von deren Frauen bewunderten und angehimmelten Stars war ihm geläufig, manchmal etwas zu viel, aber manchmal ließ er auch den Hallodri raushängen. Die Anziehungskraft des Wienerlieds (für manche ist das auch die ganz besondere Abscheulichkeit seiner weinerlichen Brutalität) liegt sicher in dieser Ambivalenz zwischen Vertrautheit und alkoholgeschwängertem Ausbruch. Liliom läßt grüßen.



Ambivalenz ist ohnehin eines der Hauptthemen. Gelöst wird sie im Fußball durch die wiederkehrende Entscheidung ob man abgeben soll oder selbst weiter dribbeln soll. Offensichtlich gibt es da kein durchgängiges Rezept, man muss beides beherrschen aber wann was sinnvoll ist unklar. Macht das jemand gut, so bescheinigt man ihm Intuition. Ist keine reproduzierbare Regelmäßigkeit dieses Tuns zu erkennen, so nennt man das originell. Auch in anderer Hinsicht zeigt das Leben meines Vaters, dass das Oszillieren zwischen ambivalenten Vorgangsweisen eine ganz wunderbare Sache ist – es ist eines der Dinge, die ich unbewusst übernommen habe. Schon früh war er gezwungen worden „allein zu gehen“, wie man das im Fußball nennt. Er musste und konnte sich einer Sache bedingungslos hingeben, sich in sie vertiefen. „Aufgebm tuat ma an Briaf“, war einer seiner Lieblingsprüche. Dabei verabschiedet man sich notgedrungen von vielen umgebenden Dingen, die einen ablenken könnten; man konzentriert sich. Doch dann gibt es auch den diametralen Gegensatz, die Leichtigkeit und Bedenkenlosigkeit mit der man sich treiben lässt, mit der man neue Dinge oberflächlich erkundet, seine Mitmenschen wahrnimmt und gesellig ist. Plötzlich entschließt sich mein Vater mir meinen ersten Gitarrenverstärker, einen VOX AC 30, zu kaufen oder eine furchtbar teure Rehlederjacke. Einfach so, aus dem Blauen. Architektonisch gibt es den versierten HTL Absolventen, der sich den einfachen baulichen Fragen mit Hingabe widmet, der mit den Handwerkern diskutiert. Und dann kommt der ästhetisch faszinierte Künstlerarchitekt von der monatelangen Rapid-Tournee in Australien zurück und versucht in seinen Entwürfen horizontale Linien und Bungalowstil unterzubringen. Nur verbissen zu sein wäre langweilig,



nur in oberflächlicher Verspieltheit zu wüten langweilt bald auch alle anderen. Erst in der von Erfahrung und Intuition geprägten Verbindung der beiden kann man sich entfalten.

Das trifft natürlich auch in der Musik den Nagel auf den Kopf. Da gibt es einerseits unleugbar die Freude, die der Wiedererkennungseffekt bereitet. Das kann sich steigern bis hin zur meditativen Faszination ornamentaler Mystik. Im Beat ist das die Heimat der Bassisten und Schlagzeuger, in der Volksmusik das Gstanzl („Und wer im Jänner geboren ist, steh auf.“ ...). Darüber legt sich dann in oft unvorhergesehener Weise die Melodie (oder der Gesang) des Solisten, die nur deshalb so leicht schweben kann weil sie sich über dem festen Grund ihres Gegensatzes bewegt. Da können sich dann natürlich auch mehrere Melodien ineinander verweben, wie sich eben auch der Untergrund in stolperndes Schlagzeug und melodische Ausreißer des Bassisten verwandeln kann. So wie im Fußball plötzlich der brave, konstant aufmerksame Außenverteidiger plötzlich zu einem virtuosen Vorstoß mit Torabschluss ansetzen kann. Dennoch bleibt das die Ausnahme, die die Regel des kreativen Gegensatzes guter Songs und guter Mannschaften nur bestätigt.

„Der Bruch ist das Signum der Moderne.“, schreibt Adorno irgendwo. Mein Vater war ein moderner Mensch. Und plötzlich fühlt es sich falsch an die Leichtigkeit und Konsequenz mit der er sein Leben durchzog mit bedeutungsschweren Interpretationen zu überfrachten. Die Sozialisation seiner Söhne war nicht von ungefähr auch von dieser Leichtigkeit durchzogen, angereichert noch durch den Schwung der globalen Kulturrevolution der Jugend in den späten Sechziger Jahren. Der Mut und Aufbruchswille des „Was kostet die Welt?“ des erfolgreichen Stars der unmittelbaren Nachkriegsjahre wurde dadurch in eine neue ästhetische Grundhaltung umgeformt, die noch viel radikaler alles Vorhandene in Frage stellte – und diese 68-er Kultur sprach englisch: „So what?“. Dass Nonchalance Stärke sein kann, die über bloße Lässigkeit und Coolness hinausgeht zeigte mein Vater angesichts seines Umgangs mit dem ärgsten Bruch in seinem eigenen Leben, dem Ausbruch eines Tumors in seiner Ohrspeicheldrüse. Das war nicht der verbissene Heroismus des älter gewordenen germanischen Helden und auch nicht das stille Leiden des Gestraften, der stumm sein Schicksal verflucht, das war ein durch Abstand und Sorge um seine Familie gekennzeichnetes Ertragen der Krankheit, das zwischendurch auch Humor und Weisheit durchblitzen lies. Er begann Schopenhauer zu lesen.

All das ging vor sich als immer noch Sport und Musik im Radio daneben dahinliefen, wenn auch meistens nicht mehr als Sendung mit diesem Namen. Die Vierergruppe auf die er so viel wert gelegt hatte war Mitte der 70-er Jahre bereits in Auflösung begriffen. Doch unsere sportliche Orientierung blieb: Sowohl mein Bruder als auch ich waren kurzzeitig Vereinsspieler gewesen (ASV 13, Rapid, Austria) und blieben eifrige aktive Fußballer bis die üblichen Knieverletzungen uns das im Alter unmöglich machten. Dass der Vereinssport in den letzten 30 Jahren einen tiefen Wandel durchgemacht hat ist offensichtlich. Schon als mein ältester Sohn bei der Knabenmannschaft der Austria 1986 zu trainieren begann war der immense Anstieg an Stress für die Kinder und deren Eltern am Trainingsplatz fast körperlich spürbar. Die Option einen Fußballstar auf seine Laufbahn zu setzen war inzwischen zu einer attraktiven möglichen Einkommensperspektive geworden um die Familien konkurrierten. Individuelle Leistung und Einfügen in die Unternehmensstruktur des Vereins waren in den Vordergrund gerückt, der spielerische Charakter guten Fußballs war bestenfalls ein Nebenprodukt. Ganz

generell begann das Thema Sport dem breiten Trend der Amerikanisierung anheim zu fallen mit der amerikanischen Firmen die Kulturrevolution der Sechziger weltweit in profitable Moden verwandelt hatten. Die österreichischen Kinder begannen Basketball zu spielen und am Snowboard herumzurutschen, wenn sie Sport nicht ohnehin nur mehr am Schirm betrieben. Als Geschäft wird aktiver Sport verstärkt durch nationale und internationale Repräsentanten betrieben, die verstärkt Identifikation als Substitut für schwindende eigene Betätigung anbieten. Der Träger des Literaturnobelpreises hatte es mit seiner platten – und lässigen - Prognose vorhergesehen: „The times, they are changing ...“.

Das bringt das Thema noch einmal auf die Musik. Einige Breitseiten an Versuchen den Beat - die neue Volksmusik des Santana der Sechziger - durch billige maschinelle Disco- und Techno-Töne abzutöten haben zwar Schäden hinterlassen, das Reservoir an herausragenden einzelnen Rettern dieser Tradition (von Leslie West, Gary Moore, Guns'n'Roses, Oasis bis hin zu Joe Bonamassa, um nur einige zu nennen) ist aber weltweit viel zu groß um sich deshalb Sorgen zu machen. Der zunehmende Lärm, den unsere überbordende Informationsgesellschaft produziert macht es allerdings immer schwieriger diese Ausnahmen in den Tsunamis von Trachtenmusik und deutschem Schlager zu finden. Doch auch bei dieser Suche helfen die Informationstechnologien, die genau diesen Lärm erzeugen. Sport und Musik bleiben am Leben, „... and the beat goes on ...“, wir bleiben locker und wandeln uns. Was legt die Maxime des lockeren nicht-Aufgebens, die mein Vater zelebrierte da so schön nahe:

„... so you better start swimming or you'll sink like a stone ...“